

4. DER HASE UND DER IGEL – GESCHWINDIGKEIT UND AUFMERKSAMKEIT

Ein Märchen über das Karussell war mir unauffindbar, eines über den Schwindel aber schnell zur Hand. Es berichtet von einem Wettkampf, einem Rundlauf, der bis zum Tode gesteigert wird, und von einem Schwindel, der, würde man nur genauer hinsehen, hätte durchschaut werden können. Die Parameter des Schwindels sind gegenläufig: Geschwindigkeit versus Aufmerksamkeit.

Das Märchen heißt DER HASE UND DER IGEL. Ich referiere rasch den Inhalt, der in verschiedenen Varianten kursiert. Die Bekannteste ist die der Brüder Grimm.

Ein Hase macht sich über die kurzen Beine des Igels lustig. Der fordert ihn dennoch um den Einsatz eines Geldstücks und einer Flasche Brantwein zu einem Wettrennen auf. Beide laufen über den Acker. Als der Hase sich eilig dem vorbestimmten Ziel nähert, springt die Frau des Igels aus der Furche und ruft „Ich bin schon da“. Jetzt wird ein Rennen zurück vereinbart. Am Ziel ruft der Igelmann: „Ich bin schon da“. Nach etlichen Revanchen hin und her des entgeisterten Hasen, bricht dieser im 74. Rennen zusammen und stirbt.

Das Märchen hat eine seiner Vorgeschichten in der Fabel des Äsop, die von einem Wettrennen zwischen einem Hasen und einer Schildkröte berichtet. Der Hase, siegessicher, legt sich in einer Rennpause schlafen und verschläft den Sieg der Schildkröte, die langsam an ihm vorbeischiebt. Stetigkeit siegt über Sprunghaftigkeit.

Wo finden wir die drei Varianten des Schwindels im Märchen?

Erste Variante: der Drehschwindel. Seine Voraussetzung ist die Wiederholung des Rundlaufs im Wettkampf. Der Hase ist sich seines Sieges sicher; die Erwartungserfüllung dank seiner überlegenen Motorik wird garantiert. Die übersteigerten Revanchen führen jedoch zur Ohnmacht, zum Tod.

Zweite Variante: Der Igel erschwindelt sich die Revanchen und schließlich den Sieg über einen profanen Schwindel, der jedoch die Chance lässt, durchschaut zu werden. Würde der Hase nur genauer hinsehen, könnte er die Individualität von Igelmann und Igelfrau erkennen und eine Regelüberschreitung einklagen. Die Täuschung des Igelpaars entbindet einen moralischen Wert: Nicht der Effekt des schnellen Blicks, sondern das genaue

Hinsehen entlarvt einen Schwindel. Wahrnehmung ohne Fokussierung ist blind. Fazit: Nicht die Physis ist entscheidend, sondern die Verarbeitung der Daten, die die Sinne liefern. Für eine urbane Auffassung wird man diese Moral verwerfen. Denn dort ist der schnelle Blick entscheidend – auf dem Acker eher die überlegene Physis. Jedoch gehört es zu den Chancen der Entlarvung, dass man sich die Regeln der Wette genau ansieht, also die situative Vorinformation als Grenzbedingung akzeptiert.

Dritte Variante: Der Stillstand ist der Schwindel per se. Er inszeniert eine Gleichheit zwischen Signalgeber (Igelmann) und Signalempfänger (Igel-frau), die es qua Übertragung nicht geben kann – selbst nicht bei Lichtgeschwindigkeit. Jedes Signal ist Transport von Energie. Der Stillstand ist hier eine erschwundene Identität – die allerdings geschlechtsdifferent markiert ist.

Die Probleme, die sich stellen, sind gravierend: Gibt es überhaupt zwei identische Dinge (Igel), gibt es die absolute Wiederholung oder handelt es sich um die Erschwundung einer Gleichheit, wo bloß Ähnlichkeit vorliegt? Oder muss nicht jedes Ding durch seine Versetzung in einen Kontext (Start und Ziel) als grundsätzlich different bewertet werden – different in dem Sinne, dass das eine hier das andere dort *asymmetrisch repräsentiert*?

Warum sympathisieren wir, trotz der Diffamierung des Schwindels, mit den Igel und nicht mit dem Hasen? Ist die Vor-Vorgeschichte, die Großspurigkeit und Selbstsicherheit des Hasen dafür verantwortlich, dass wir unsere Sympathie vorurteilsvoll festlegen? Gilt der Schwindel dann als gelungen, wenn er sich über die vertraglichen Regeln mit einem Kategoriensprung (der Zerschlagung des Gordischen Knotens, das Aufschlagen des Ei des Kolumbus) hinwegsetzt? Offenbar gibt es doch eine artistische, effektvolle Pointierung des Schwindels, die unsere Erwartungen auf ungewohnte Weise überbietet. Wenn aber das der Fall ist, dann sollten alle medialen Instrumente, die die Aufmerksamkeit der Sinne überbieten, bloß erschwunden, dass es Gleichheit gibt, dass es selbst in digitalen, binären Programmen letztlich auf das ankommt, was die Sinne erfassen *wollen*, nicht auf das, was sie erfassen. Eben das war der programmatische Ansatz in Schopenhauers mediierender Weltansicht, die die Grenzziehung Kants überschreitet: *Vorstellung*, die unter der subkutanen Markierung von *Willen* zur *Realisierung*, zur Macht (Nietzsche) drängt. Der unentschiedene Zweifel des Descartes wird dynamisiert. Nietzsches Fragestellung ist konkret:

Dieser unbedingte Wille zur Wahrheit: was ist er? Ist es der Wille, *sich nicht täuschen zu lassen*? Ist es der Wille, *nicht zu täuschen*? Nämlich auch auf diese letzte Weise könnte der Wille

der Wahrheit interpretiert werden: vorausgesetzt, dass man unter der Verallgemeinerung „ich will nicht täuschen“ auch den einzelnen Fall „ich will mich nicht täuschen“ einbegreift. Aber warum nicht täuschen? Aber warum nicht sich täuschen lassen?³⁹

Schon wird eine markante Differenz zwischen der Abwehr der Täuschung und der Affirmation des Tauschs mit seiner bedingten Täuschung sichtbar, die eine Identität der Tauschrelate als wechselseitigen Gewinn ausbildet.

Das Grimm'sche Märchen kann als Morsetelegraf aufgefasst werden, in dem das Eingangssignal und das Ausgangssignal in unüberbietbarer elektrischer Geschwindigkeit einen Zeit-Raum überbrückt, der entweder die Identität des Signals garantiert oder aber den Zeitraum eliminiert. Beides ist, weil unterhalb der Aufmerksamkeit des Hasen, dem Schwindel ausgesetzt. Überträgt man das Signal durch einen reitenden Boten, kann zwischen der Erstellung und der Auslieferung des Signals einiges sich ereignen, sodass die ursprüngliche Nachricht genau das Gegenteil dessen bewirkt, was intendiert war – ein beliebter Theatereffekt. Goethes „Reiter durch Nacht und Wind“ im ERLKÖNIG ist das Exempel darauf. Offenbar ist das Programm des Hasen auf das Bild des Telegrafen und nicht auf das des reitenden Boten geeicht. Da aber niemand schneller sein kann als ein Hase (sprich: Lichtgeschwindigkeit), bleibt nur der Weg ins Delirium. Der Schwindel überdreht das Schwindeln tödlich.

Aufgrund der medialen Kompetenz goutieren wir sehr wohl, dass eine mediale Übertragung das repräsentiert, was sie darzustellen vorgibt, ohne dass es Verluste in der Übertragung gibt. Wenn wir auf den Schwindel eingehen, so hat das durchaus Vorteile: Wunsch und Wirklichkeit machen sich tauschbar. Die Repräsentation des einen Igels durch den anderen enthüllt nicht nur den Schwindel der Medien, sondern auch, dass Urteile über Raum und Zeit herrschenden Geltungsnormen unterworfen sind, denen eine szenische, und keine physikalische Orientierung voraussetzt. Die Anzahl der Läufe des Hasen und die Anzahl der Fotos vor dem Karussell machen den Gegenstand nicht wirklicher, solange nicht auf die spezifischen Differenzen geachtet wird.

Über den Wert der konstitutiven Verkenntung und Täuschung von Erwartungen hat Nietzsche sein VORSPIEL EINER PHILOSOPHIE DER ZUKUNFT verfasst. Was in JENSEITS VON GUT UND BÖSE stattfindet, im medialen Abgleich von physischer Wirklichkeit und sinnlicher Vorstellung, heißt heute versuchsweise „Medienphilosophie“. Da Nietzsche unseren heutigen Medienbegriff

³⁹ Nietzsche: *Die fröhliche Wissenschaft*. In: *Sämtliche Werke*, Bd. 3, S. 575.

noch nicht kennt, aber von den psychophysischen Experimenten seiner Zeit durchaus Kenntnis hat, fasst er die Begrenztheit der Sinne als das auf, was konstant bleibt: Sinne sind Medienorgane, Membranen, leere Blätter. Wenn Organe zu technischen Medien werden und umgekehrt, dann muss man sich die Frage nach der Sensibilisierung der Sinne durch Wiederholung und Training stellen. Nietzsche denkt hier nicht in der Vorschrift des Weber-Fechner-Gesetzes, also differentiell und kontextuell, sondern gemäß einer inhärenten, trägen bürgerlichen Logik der Beharrung: „Unser *Gedächtniß* beruht auf dem *Gleich*sehen und *Gleich*nehmen: also auf dem *Ungena*usehen; es ist ursprünglich von der größten *Grobheit* und sieht fast alles *gleich* an.“⁴⁰ Wenn das Gedächtnis dermaßen hasenfüßig arbeitet, dann ist es einsichtig, warum Igelmann hier und Igelfrau dort als identisch aufgefasst werden. Dass diese notwendige Simplifizierung erschwirrt ist und dem Schwindel Tür und Tor öffnet, gleichzeitig aber die notwendige Affektbeweglichkeit sichert, ist ein Effekt, den sich die delirierende Warenökonomie zu Nutze macht. Igelmann und Igelfrau mögen wohl gleich aussehen, sie sind es aber nicht. Das Karussell auf dem Foto und das in Wirklichkeit mögen gleich aussehen, sie trennt aber ein Kategoriensprung. „Das Ähnliche ist kein Grad des Gleichen: sondern etwas vom Gleichen völlig Verschiedenes.“⁴¹ Nur weil es diese Verschiedenheit gibt, kann Verschiedenes, nämlich Neues mit dem Alten ins Verhältnis gesetzt werden. Solche Verhältnissetzung ist Gedächtnis.

Erstens wegen der programmatischen Kürze, zweitens wegen der historischen und kritischen Nähe zur Wissenschaft seiner Zeit lohnt es sich, einen Abschnitt von Nietzsches VORSPIEL EINER PHILOSOPHIE DER ZUKUNFT ausführlicher zu zitieren. Wir müssen nur die aussagenlogischen Gegensätze „wahr“ und „falsch“ gegen die kinetischen von „Vorurteil“ und „Urteil“ austauschen, sie also im Sinne Foucaults als Befähigung betrachten, Ordnung in den Kategorien von Differenz und Identität nicht nur zu halten, sondern auch zu vermitteln. Eben das macht die Logik eines Diskurses aus.

Die Falschheit eines Urtheils ist uns noch kein Einwand gegen ein Urtheil; darin klingt unsre neue Sprache vielleicht am fremdesten. Die Frage ist, wie weit es lebensfördernd, lebenserhaltend, Art-erhaltend, vielleicht gar Art-züchtend ist; und wir sind grundsätzlich geneigt zu behaupten, dass die falschesten Urtheile (zu denen die synthetischen Urtheile a priori gehören) uns die unentbehrlichsten sind, dass ohne ein Geltenlassen der logischen Fiktionen, ohne ein Messen der Wirklichkeit an der rein erfundenen Welt des Unbedingten, Sich-selbst-Gleichen,

⁴⁰ Nietzsche: *Nachgelassene Fragmente 1880-1882*. In: *Sämtliche Werke*, Bd. 9, S. 493.

⁴¹ Ebd., S. 505.

ohne eine beständige Fälschung der Welt durch die Zahl der Mensch nicht leben könnte, – dass Verzichtleisten auf falsche Urtheile ein Verzichtleisten auf Leben, eine Verneinung des Lebens wäre. Die Unwahrheit als Lebensbedingung zugestehn: das heisst freilich auf eine gefährliche Weise den gewohnten Werthgefühlen Widerstand leisten; und eine Philosophie, die das wagt, stellt sich damit allein schon jenseits von Gut und Böse.⁴²

Nietzsche spricht – in der übersteigerten Pathetik des 19. Jahrhunderts – von der konstitutiven Funktion von Fiktionen – von Vorstellungen, denen in der Realität die Kulissen, Masken, der Schein und der Schwindel entsprechen und gegen die entweder nur eine delirierende, wahnsinnige Natur oder ein „Verzicht auf Leben“ aufbegehren kann. Die Behauptung, der Schwindel sei nicht aus der Welt zu bringen, fordert dennoch Werturteile, die jedoch als kritische Vorläufigkeiten und nicht als göttliche Verfügungen auszulegen seien. In der Kunst, wo diese *Verwertung* legalisiert immer schon geschieht und Kritik ihr notwendig ist, sieht Nietzsche das Potential, den Schwindel als positiven Effekt des Scheins zu etablieren. Was sich bei Nietzsche andeutet, gilt heute umso mehr. Weil der „Kunst- und Kitschbetrieb“ („Freizeitindustrie“ nannte das Adorno) erstens populär und telegen, zweitens artistisch instrumentalisiert und drittens performativ und ephemere daher kommt und sich nicht mehr wahrer Schönheit und ewiger Dauer verpflichtet fühlt, gilt sein Refugium als das einer Vororientierung.

Im besten Fall ist der Schwindel ein oszillierendes Geschehen zwischen den Dingen und ihren Repräsentationen zur Stabilisierung der Dynamik dessen, was in der Welt geschieht. Im schlechtesten Fall, dem des delirierenden, unnachgiebigen Schwindelgefühls, befällt uns der Zwang, noch die Grenzen der Diskretionen hinter den Kulissen durchschauen zu wollen. Solche Aufklärung der Wahrheit über sich selbst – das weiß schon Nietzsche – führt in einen neurotischen Schwindel, einen Wiederholungszwang, der als pathologische Ausgrenzung aus dem üblichen Tauschverkehr geahndet oder in Maschinen verschlossen werden muss.

Der Schwindel als Zauber beginnt dort, wo die Elementarität einer Stückelung (Gestaltbildung; der Code referentieller Einheiten; die Anzahl; die synthetischen Urtheile) gleitend wird, wo die Elemente sich ineinander auflösen, wo das eine das andere nach sich zieht und das eine des anderen Szene protegiert, Erwartung und Erfüllungen sich im Tausch aneinander stabilisieren, vergesellschaften und schließlich in technischen Normen

⁴² Nietzsche: *Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft*. In: *Sämtliche Werke*, Bd. 5, S. 18.

physische Akzeptanz gewinnen. Deswegen ist es keine Überraschung, wenn der Dichterphilosoph Nietzsche als letzten Ort der Negation – nein, nicht das Geld, sondern: die Zahl ansieht. Die Zahl ist die reine Stückelung, das absolute Negat, und sie ist, seit Frege, die reine Serialität der Wiederholung: $1 + 1 + 1 \dots$. Nicht, dass Nietzsche jetzt zum Mathematiker würde – er geht den vorbestimmten Weg über angewandte Zählbarkeit in der Musik, wie übrigens auch Carl Stumpf in seinen Gestaltexperimenten. Nietzsche bleibt in seiner Fragestellung philosophisch, indem er die Mathematik als Spiel mit einer Fiktion beschreibt: „Unsere Annahme, daß es Körper Flächen Linien Formen giebt, ist erst die Folge unserer Annahme, daß es Substanzen und Dinge, Beharrendes giebt. So gewiß unsere Begriffe Erdichtungen sind, so sind es auch die Gestalten der Mathematik.“⁴³ Unter der Mathematik sind alle Gestalten nicht nur äquivalent, sondern gleich. Wo es Subjekte ihr gleichtun wollen, Qualitäten ausradieren, verfallen sie in Schwindel und Rausch. Deswegen ist der Übergang in den dionysischen Taumel für Nietzsche das letzte Protokoll einer poetischen Wahrheit im Negativen: Musik – und schon gleich solch berausende wie die Wagners.

Was in Musik erklingt, das sind nicht diskrete Noten, sondern Melodien – „Tongestalten“, heißt es bei Stumpf, „Dauer“, heißt es bei Bergson. Lesbarkeit setzt die Verwandlung von Quantitäten in Qualitäten voraus: Synthesen, trotz Wiederholungen. Diese Erschaffung von Mehrwert im Akustischen kennt jedes Kind, indem es sich auf dem Karussell zum kreisenden Ritter der Geschwindigkeit macht.

Es ist übrigens gar nicht nötig, derart seltene und anspruchsvolle Beispiele zu zitieren. Jedes Kind verfügt über das Mittel, sich, indem es sich immer schneller um sich dreht, in eine wirbelnde Rotationsbewegung zu versetzen, aus der es nur mit Mühe zu körperlichem Gleichgewicht und klarer Wahrnehmung zurückfindet. Zweifellos betreibt das Kind dies nur zum Spaß und weil es ihm gefällt, so z.B. im Kreiselspiel, wo es sich so schnell es kann, auf den Fersen herumdreht.⁴⁴

Sich zu täuschen und sich täuschen zu lassen, das geht nicht, ohne dass ich vorweg den Horizont (Szene, Setting) von etwas konstituiere, was *nicht* täuscht. Das, was nicht täuscht, setzt aber beängstigend den Austausch und – wie Nietzsche sagt – das Leben aus. Der Rausch darf immer nur ein Rausch auf Zeit, ein gestückelter Rausch sein. Erst als gestückelter wird er vermittelbar und stürzt nicht in der Unendlichkeit ab.

⁴³ Nietzsche: *Nachgelassene Fragmente 1880-1882*. In: *Sämtliche Werke*, Bd. 9, S. 499.

⁴⁴ Roger Caillois: *Die Spiele und die Menschen. Maske und Rausch*. Berlin 2017, S. 47.

In dieser Hinsicht ist zwischen dem Tausch des Gleichen (dem Horizont der Information) und dem Tausch des Ungleichen (dem Meer der Kommunikation) zu unterscheiden.

Nehmen wir den einfachsten Dialog:

- *Guten Tag.*
- *Guten Tag.*
- *Wann fährt der Zug nach München?*
- *12:55 Uhr.*
- *Danke!*
- *Bitte!*

Zwischen der sozial stabilisierenden Funktion der Kommunikation ist ein Gleichheitswert vorausgesetzt, der die Angabe der Abfahrt eines Zuges lanciert. Zuerst geht es um die Grundorientierung sprachlicher Verständigung, der Grußformel – eine Annäherung, die Vertrauen zumindest anbahnen soll. Sodann folgt das Eingeständnis einer Differenz: Derjenige, der grüßt, macht das nicht ohne Absicht, fordert einen Gegengruß heraus und schafft damit eine Verbindlichkeit durch Differenz. Die beiden Passanten stehen sich nicht nichtssagend gegenüber, sondern in Erwartung des Austauschs einer Differenz (der eine hat, was dem anderen fehlt). Das wäre sozusagen die erschwundene Nulldimension. Die Grußformel beschwört eine Identität, die es nicht gibt. Dennoch ist ihr Informationswert nicht gleich Null. Sie schließt einen Vertrag, der kreditierte Identität schafft, um Differenz wirken zu lassen, um dann wieder in Gleichgültigkeit (Abschiedsformel) umzuschlagen. Schließlich wird der Tausch ausgeführt – hier liegt der Mehrwert auf Seiten dessen, der die Information *besitzt*, denn sie nobilitiert ihn als Wissenden mit dem entsprechenden *Prestige*. In der Trennungsformel, der Schuldabgabe (Danke – Bitte), folgt die Akzeptanz wechselseitiger Tauschbefriedigung. Wenn die beiden Tauschpartner den Wert der Information (12:55 Uhr) *verstehen* (wenn sie wissen, dass die akustische Antwort in eine abstrakte Zeitreihe zu übersetzen ist), ist die Kommunikation, d.h. die Ungleichheit (die Differenz von Vorstellung und Realisierung) beglichen, das Informationsgefälle beseitigt. Man kann sich wieder dem Zustand eines dösen Wartens hingeben. Information, kann man sagen, verhindert Kommunikation. Demnach verhindert sie aber auch die Öffnung eines Zeit-Raums kreditierender Verbindlichkeit, einen Zweifel, einen Raum des Scheins.

Ein Schwindel ist im vorgegebenen Dialog zunächst nicht intendiert – es sei denn, man verwechselt die sozialkreditierende Kommunikation mit der auf Identität beruhenden Information. Immerhin muss man „12:55“ mit den

Zeigern auf einer Uhr vergleichen, obwohl die sprachliche Aussage mit der visuellen in keiner Weise ähnlich ist. Aber auch die Zeitangabe kann flexibler oder vager erfolgen. Zum Beispiel könnte der Befragte antworten: „Laut Fahrplan um 12:55 Uhr.“ Damit verwies er schon auf die Möglichkeit, dass Züge nicht nach Fahrplan abfahren. Unsicherheit macht sich breit, der Fragende wird den Fahrplan studieren und tritt in einen Agon der Genauigkeit ein usw.; denn sicher wird er auf seinem Handy noch aktuellere Daten bekommen etc. Der Schwindel beginnt dort, wo die Erwartung sich der Identität von Vorstellung und Wirklichkeit verschuldet. Wo sie interpretativ wird, kann man sie durch Ähnlichkeiten aufweichen, korrigieren, stören. („Züge sind manchmal unpünktlich.“) Nun sind mathematische Prozesse und informatorische Daten (die Uhrzeit ist für alle gleich) der Identität verpflichtet. Zeit soll nach Kant als „synthetisches Urteil a priori“ gelten. Innerhalb der Angabe von Minuten, die rein rechnerisch behandelt werden, wird man die Ankunft des Zuges pünktlich nennen. Aber auf die Hundertstelssekunde lässt sich das nicht verifizieren. Die Exaktheit der Mathematik wird hinsichtlich der sinnlichen Korrespondenz eben *rechnerisch, d.h. strategisch berechnend* erfolgen. Es genügt die Angabe eines Zeitraums von Minuten. Entsprechend definiert die Deutsche Bahn „Verspätung“ als Überschreitung eines Zeitraums von mehr als drei Minuten. Man schwindelt legitimerweise ein wenig. Aber auch schon der Begriff der „exakten Ankunftszeit“ ist ein unscharfer, durch die Einfahrt eines Zuges nach seiner sinnlichen Erscheinung nur ungefähr angebbbar. Schon eine Frage nach der Ankunft eines Zuges könnte potentiell einen ausufernden Diskurs über Pünktlichkeit, Wartezeiten, Schlendrian usw. entfalten, und somit den Wert der Frage „Wann fährt der Zug nach München?“ in ein wucherndes Wertgefüge einbetten, in dem der Reisende zur Einsicht kommt, Wartezeiten einzurechnen. Freilich ist dieser Diskurs abgebrochen, wenn das Vertrauen in die Angabe des anderen weder als erschwindelt noch als zweifelhaft, gar als Lüge angesehen wird.

Eine Lüge wäre etwas Ungleiches. Der Antwortende würde wider besseren Wissens sagen: „13:15 Uhr“ – und das würde den Fragenden nicht zur Interpretation veranlassen, möglicherweise aber zu einem einsichtsvollen paranoetischen Delirium: Alle Befragten lügen, denn Identität ist bloß eine mathematische Fiktion. Dies Delirium sei beiläufig erwähnt, jene Eisenbahnneurose, von der Freud sich mit der Initiation seiner psychoanalytischen Entdeckung heilte. Stand er doch schon immer Stunden vor Abfahrt des Zuges auf dem Bahnsteig. Aber hat man je gehört, dass ein Zug zu früh abfährt? Im Misstrauen auf die Abstraktion der Zeit (die der Zug selbst nicht

wissen kann) steht Freud am Bahnsteig. Das Schwindelgefühl und die Unsicherheit über Zeit und Raum der Ankunft eines Zuges drücken sich nicht selten in der Angst jener aus, die vermeinen, immer den Zug zu verpassen, weil sie den Sprung des kreditierenden Glaubens nicht wagen. Denn auch der Zug selbst ist ein Medium, dessen monströses Maschinenleben sicher unkalkulierte Effekte gebiert. Zumal eben auch Läsionen von Eisenbahnverunglückten, die vor allem im Amerika des 19. Jahrhunderts zu Versuchspersonen für therapeutische Ziele werden. Freud hat sie gelegentlich zitiert. Der Effekt, der den Fragenden aber normalerweise befällt, ist der einer Protomedialisierung des Vertrauens. Vertrauen bildet sich, je häufiger man glücklich tauscht. Das Medium, das sich ausbildet, ist das der Vergesellschaftung. Sie ist ein immaterieller Gewinn, auf dem sich die Differenzen der Individuen aufmodulieren und der weiter trägt als der Schall der Worte und die Genauigkeit der Bahnhofsuhr. *Vergesellschaftung* heißt „Gleichheit der Personen“, *Vergemeinschaftung* heißt „Gleichheit der Subjekte“. Im Gleichnis moderner, elektrifizierter Medien: Technische Normierung kontinuiert die Trägerwelle, in die sich die Amplituden- und Frequenzmodulationen eines Signals einlagern. Weil moderne Technik unterhalb der Wahrnehmung radikal Information von Kommunikation zu trennen vermag, lässt sich durch sie – möglichst rauschfrei – über alle Dinge kommunizieren, die in Zweifel und zum Tausch anstehen.

Versetzen wir uns zurück und diesmal in die Lage des Hasen. Für ihn hätte es genügt, auf die Stimmlage des Igels zu achten, der da ruft „*Ick bün all hier!*“ Das Märchen blendet diesen Sachverhalt aus. Es erschwindelt selbst die Logik der Geschichte, indem es den Igel auf ein einziges Merkmal reduziert: seine krummen Beine. Doch halt! Noch auf die Frage der Kinder „Warum hat der Hase den Unterschied nicht erkannt?“ kennt das Märchen eine Antwort, die es selbst als Medium betrifft, und rät, wie die Geschichte zu lesen sei. Es heißt dort vom Erzähler, man solle die Geschichte „lügenhaft“ weitererzählen, da sein (des Erzählers) Großvater gesagt habe, *sie müsse stimmen, sonst könne man sie ja überhaupt nicht erzählen*. Erzählbarkeit ist Voraussetzung für die Durchführung des Schwindels. Dementsprechend kann die Wahrheit des Schwindels nur verstehen, wer zuhört. Im Rahmentext geht es keinesfalls mehr um den Sieg des Igels, also um die Finalisierung einer Duellsituation, sondern um die Frage, ob nicht jede Erzählung immer schon die Erschwindelung einer Wahrheit an zwei Orten ist. So weist der Metatext darauf hin, dass jede Übertragung – jedes weitererzählen – sich so verhält, wie

die „Lügenhaftigkeit“ der beiden Igel, sodass der Zuhörer (bzw. Leser) des Märchens sich an die Stelle des Hasen versetzt sieht, der nicht den Acker, sondern den *Text* durchheilt – und dabei den Metatext unterschlägt. Gelogen wird ja nicht, sondern nur die Oberflächlichkeit des Hasenblicks ausgenutzt. Eine Erzählung, die mündlich weitergereicht wird (und dann auch noch den Kindern suggeriert, sie sei dokumentarisch), schafft zwischen wirklichem Ereignis und Erzählung kein lügenhaftes, sondern ein erschwundenes, ein fiktionales Verhältnis. Wir tauschen die Worte respektive die Buchstaben in imaginierte Szenen zurück. Da das Wort „Igel“ keinerlei Ähnlichkeit mit dem Objekt „Igel“ hat, kann Sinn und Präsenz nur unter der Voraussetzung getauscht werden, dass man sich über diese Differenz hinwegtäuscht. Der Schwindel der Medien ist nicht nur gesellschaftlich legitimiert und (rest)materiell konventionalisiert, also codiert, er muss geradezu strategisch gelernt und inkorporiert werden, damit man nicht ständig die Form der Buchstaben für den Sinn der Geschichte hält. Das entsprechende Trainingsprogramm ist nicht nur die Schule, sondern es sind auch das Karussell und die Kirmes- und Medientechniken und -herausforderungen. Wenn sie zum Wettkampf einladen, erwarten wir Fairness. Die Fragen, die sich aufdrängen: Wie wird Fairness hergestellt, welche Figuren des Schwindels sind erlaubt, welche nicht? Wie wird ein Refugium des Vorspiels, des Vertrauens, der Wiederholbarkeit und der Rücktauschbarkeit angeboten oder vorenthalten?

Das Märchen hat neben seinem moralisierenden Gehalt auch einen funktionalen, einen selbstreferentiellen, der die Szenifikation als eine Art Maschine ausweist, die Sinn aus wechselseitig abweichendem Verständnis erzeugt. Die Logik des Wettkampfes ist die des gerechten Austauschs, in dem nicht geschwindelt wird, sondern die Differenz (Funktion der kurzen und der langen Beine, mangelnder oder fähiger Intellekt) im Agon sich herausbildet. Den ungerecht langen Beinen wird die ungleich verteilte geistige Listigkeit gegenübergestellt, der Motorik die Sensorik. Das ist der eigentlich erschwundene Tausch: Es wird „*etwas völlig Verschiedenes*“ tauschbar, durch List. Und das ist ein durch und durch positiv zu bewertender Effekt.

Für uns wird die Geschichte noch einen anderen Gewinn abwerfen als den der List über die Geschwindigkeit. Er besteht in einer Übertragung des Wettgewinns des Märchens auf den des Karussells. Wir erinnern uns: Hase und Igel vereinbaren den Tausch einer Goldmünze und einer Flasche Branntwein für den Gewinner des Rennens. Eine Fahrt auf dem Karussell teilt sich diesen Gewinn gerecht: Für eine Münze darf man sich einige Minuten einem kleinen Schwindel hingeben, dessen Gewinn ungefähr den gleichen

Eintrag hat wie eine Flasche, oder doch zumindest ein Gläschen Branntwein. Es gibt, das bedarf nicht der Erwähnung, durchaus einen Zusammenhang zwischen Alkohol und Schwindelgefühl, nämlich derart, dass durch beide Verfahren (chemisch und physisch) die Aufmerksamkeit für Differenzen ebenso schwindet wie in dem Schlaf, der den Hasen in der Geschichte des Äsop übermannt. Hier wie dort geht es nicht so sehr um Ohnmachtsgefühle, sondern um *Effekte der Indifferenz von Ich und Welt*, der Auflösung von Sinn und szenischen Grenzen. Man muss eine sehr nüchterne medienphilosophische Vernunft ansetzen, um den Zusammenhang unendlicher Medienübersetzungen und -übertragungen als endlos kreisenden (diskursiven) zu verkennen. Im Kreisen geht die Tauschökonomie niemals auf, es sei denn für die Zeit einer kindlichen Karussellfahrt oder des Genusses einer Flasche Branntwein. Gerade der motorische oder der alkoholisierte Rausch soll erfahren werden, um die Allübersetzbarkeit der Medien und damit die Wiederholbarkeit der Welt zu jeder Zeit und an jedem Ort erspüren zu können. Der Rausch soll das Universalmedium simulieren, von dem aus die Neutralität aller Werte objektiv rekonstruiert werden kann. Wenn aber darin alle Differenzen und Grenzen entfallen, ist der Mensch als Universalmedium selbst nur noch indifferent. Deswegen ist Vorsicht zu genießen bei dem Versuch, den Rausch bis zur Ohnmacht zu treiben oder Sinne waffenförmig zu schärfen. Man muss sich seine Chancen strategisch sichern. Warum sollte man sich auf einen Tausch oder Wettkampf einlassen, wenn die Münze, die man einsetzt, der entspricht, die gewonnen werden kann? Nur der *ungleiche* Tausch ist motiviert. Und wesentlich ungleich ist er, wenn imaginativer Wunsch, lancierte Erwartung, auf ein Erfüllungsversprechen im Wirklichen reagiert, d.h., wenn er sich materialisiert – und darin schwindeln moderne Medieninhalte, nicht aber deren Apparaturen: in meinem Eingangsszenario – das Karussell und die Kamera, die Kathedrale und das Kaufhaus.

Es muss wohl nicht das vierundsiebzigste Karussell gewesen sein, bei dem ich mich zu fragen begann, wo der Sinn des stumpfsinnig blinden Abfotografierens eines Karussells besteht. Eine Betrachtung der psychischen Ökonomien gibt darüber Auskunft: *Erstens* ist das Fotografieren hier (noch) eine legitime Art der Inbesitznahme, *zweitens* handelt sich um eine Ersatzhandlung, deren Passivität im Gegensatz zur Aktivität des Karussellfahrens besteht, *drittens* genügt der Passivität die Beobachtung derjenigen, die „für mich“ die Genussarbeit, die Konsumarbeit vorspielt. Das Karussell ist eine Einrichtung, die durch Exhibitionismus den Voyeurismus herausfordert und offensichtlich bei mir nicht zum Sprung auf das Karussell verführt. Was

funktioniert hier nicht? „Es gibt eine Flucht vor dem Genießen, die durch Delegation getarnt wird“⁴⁵, schreibt Pfaller. Die Pointe ist wohl die: Delegation bietet die Möglichkeit, sozusagen als doppelter Igel, zugleich Subjekt wie Objekt, innen wie außen die Vororientierung wie die Fokussierung einzunehmen, also jene ursprüngliche Synthese/Simultaneität zu halluzinieren, die als Apriori im kantischen Sinne hat gelten sollen, vor der uns das Paradoxon des Kreters hat warnen wollen. Mein Wunsch also ist: das Karussell zu sein.

In meinem Fall ist es die Delegation an die Kamera, die für mich das Genießen konserviert, indem sie es wiederholbar macht. Der Videorekorder sieht für mich fern, der Fotoapparat räumt für mich die Bilder aus dem Weg, die Gebetsmühle betet für mich (es genügt, wenn irgendwer oder irgendetwas an die Magie glaubt – was natürlich selbst magische Übertragung ist), die Kinder auf dem Karussell fahren für mich im Kreis herum. „Die Freude kommt nicht aus der gelungenen Vereinigung mit den anderen, sondern aus der gelungenen Trennung von ihnen.“⁴⁶ Genauer: Sie kommt aus der Errichtung einer Distanz, einer Verräumlichung, einer Exzentrizität von der Realität zurück ins Imaginäre einer Belle Époque und ist *der klägliche Versuch, noch den Schein in Besitz zu verwandeln*.

Nietzsches Gesamturteil in der Beziehung von Motorik und Sensorik am Kirmesort fällt für die deutschen Landen drastischer aus als die kleine Populärkultur des französischen Karussells: „Ein Saufladen neben jedem Kaufladen.“⁴⁷ Ist das nicht die Mitte der Locierung des Karussells zwischen Imagination und Materialisation?

Sich auf den Schwindel einzulassen heißt, in Grenzen seinen Spielraum und seinen Rausch zu beherrschen – sei es formalisiert in dionysischen Tagen des Karnevals, im Handel, der eine Gesetzeslücke entdeckt, oder in der Faszination der Zauberkünste und Medienspektakel, die dem Schwindler nicht selten ein gehöriges Prestige eintragen. Es will gelernt sein, auf die richtige Weise im Schwindelgeschäft zu regieren, statt die reine Wahrheit zu fetischisieren. Manchmal hilft ein Bluff. Man muss seine Ressourcen abschätzen können. Auch unser Hase hätte nach dem ersten Lauf den beiden Igel den Gewinn überlassen können – allein schon aus Anerkennung von der Intelligenz des Tricks. Und ich hätte mir nach dem ersten Foto des Karussells

⁴⁵ Pfaller: *Ästhetik der Interpassivität*, S. 82.

⁴⁶ Ebd., S. 55.

⁴⁷ Nietzsche: *Nachgelassene Fragmente 1887-1889*. In: *Sämtliche Werke*, Bd. 13, S. 551.

sagen können, es sei genug. Die Karusselle sehen doch überall gleich aus. Für die digitalen Kameras ist jedoch *ein* Foto *kein* Foto. Jedes Foto, und sei es noch so beiläufig, wird als Gewinn ohne Opfer verbucht. Es geht nicht mehr um das Foto, sondern um den Gestus des Fotografierens. Man täuscht sich. Unversehens gerät man in den Fetischismus inflationärer Knipserei. Es gelingt nicht, in all den Fotos das festzuhalten, was man sich vor einem Karussell über die optische Erscheinung hinaus einbildet. Was man aber im Gedächtnis behält, das ist die Situativität der *Geste* des Knipsens selber: Gespalten zwischen dem Objekt der Aussage und dem Objekt des Aussagens realisiert man den performativen Akt, d.h., man reduziert ihn in meinem Fall auf *Sichtbarkeit* – was beileibe der Gesamtinszenierung des Karussells nicht gerecht wird, jedoch ein minimales inneres Oszillieren aufrechterhält: das Foto – wenig Realität, kaum Opfer, aber jede Menge Imagination.

Das Märchen vom Hasen und dem Igel hat auch die Pointe, dass sich Frau und Herr Igel über die Verteilung des Gewinns an Geld (für die Frau?) und Alkohol (für den Mann?) streiten dürfen – sofern denn ein toter Hase noch zahlungspflichtig ist. Dem Schwindel soll eine natürliche Grenze gesetzt sein. Er darf nicht zum Tode, allenfalls zum erholsamen Schlaf und zwischendurch wohl begrenzt zu Rausch und Taumel führen. Der Schwindel muss aufklärbar, also jeweils einer Seite der Ökonomie, der Motorik (Arbeit, Opfer) oder der Sensorik (Vergnügen, Gewinn) zuzuordnen sein, und Gewinn und Einsatz dürfen nicht restlos verausgabt werden, sie müssen reinvestierbar oder kreditierbar sein. Die Regeln der Ökonomie müssen einer Ordnung angehören, die den Schwindel nicht ausgrenzt, sondern ihn einem fairen Wettkampf (und den Taktiken des Spiels und des Agons) einerseits und sinnlicher (oder instrumenteller) Überprüfbarkeit andererseits unterzieht. Es ist an der Zeit, diese Regeln und Parameter wissenschaftlich anzugehen.